

Der Soundtrack unseres Lebens

Interview mit dem irischen Schriftsteller Joseph O'Connor über Rockmusik, die Kunst des Romans und irische Erzählfreude / von Thomas Askan Vierich

In „Inishoven Blues“ besuchen die Protagonisten ein Rory Gallagher Konzert, in „Der Verkäufer“ ein Punkrockkonzert und ein Konzert der Beatles. Kein Buch von Ihnen ohne Rock Konzert?

Musik ist sehr wichtig für mich. Aber das ist nicht der Grund, warum ich darüber schreibe. Wenn man erzählt, welche Musik die Protagonisten hören, ist das eine gute Methode, sie zu charakterisieren. Wir haben alle einen Soundtrack für unser Leben. Wenn wir uns an bedeutende Momente unseres Lebens erinnern, dann erinnern wir uns daran, welche Musik wir damals gehört haben. Interessant ist dabei, dass das nicht immer die beste Musik dieser Zeit war. Leute, in den 60er Jahren geheiratet oder ihr erstes Kind bekommen haben, erinnern sich nicht an die Beatles oder die Rolling Stones, sondern an irgendein schreckliches Lied von Cliff Richards. Ich vermute, dass jeder Autor eine Liste hat mit sagen wir 30 Fragen über seine Charaktere: Welche Partei wählen sie, was würden sie als erstes aus ihrem brennenden Haus retten usw. Für mich ist eine wichtige Frage, welche Musik sie gehört haben, wie ihre Haltung zur Musik ist. Ellen analysiert an einer Stelle in „Inishoven Blues“ die Texte von Oasis und stellt fest, dass sie zwar verführerisch sind, aber eigentlich lächerlich.

Hat Rockmusik Einfluss auf die Art Ihres Schreibens, auf Ihren kruden Humor, Ihre spezielle Mischung aus Gewalt und Komik, die Rotzigkeit Ihrer Dialoge?

Indirekt. Dass Martin Blues mag, sagt viel über seinen Hang zur Melancholie. Es wäre absurd, wenn Martin auf die Spice Girls stünde. Die Gewalt, die Traurigkeit, die Selbstreflektion des Blues und des Rock ,n' Rolls strahlt in Martins Leben aus.

In Ihr Leben auch? Haben Sie viel Rory Gallagher gehört, als Sie Inishoven Blues geschrieben haben?

Ich habe Rory Gallagher als Kind gehört, ich glaube, er war der erste irische Rockmusiker und in vieler Hinsicht der beste. Er hätte ein Star werden können, aber er entschied sich dagegen, arbeitete lieber an seiner Musik statt an seinem Image. Und das ist ja schon eine seltsame Geschichte, dass dieser Mann aus einer Kleinstadt im Nordwesten Irlands zu einer Symbolfigur amerikanischen Blues wurde. Ich hatte ihn lange nicht mehr gehört, bis ich anfang mein Buch zu schreiben. Dann hörte ich wieder einige seiner Liveaufnahmen, um meine Erinnerung aufzufrischen. Und ich führte eine Briefkorrespondenz mit seinem noch lebenden Bruder. Der gab mir einiges unveröffentlichte Material aus dieser Zeit Ende der 60er Jahre. Aber ich bin kein besessener Rory Gallagher-Fan.

Es ist also nicht so, dass jedes Ihrer Bücher einen bestimmten Soundtrack hat?

Doch, vielleicht. Man nähert sich über die Musik dem Gefühlsleben seiner Protagonisten an. Zum Beispiel die Szene aus „Der Verkäufer“, als sich der Held der Geschichte, Billy, an den ersten Date mit seiner späteren Frau erinnert. In einem konservativen irischen Provinzkaff gab es 1964 dafür wahrscheinlich keinen romantischeren Ort als ein Beatles-Konzert. Obwohl ich persönlich die frühen Beatles nicht besonders mag.

Das Beatles-Konzert haben Sie dann gespiegelt mit der Beschreibung eines Punkrock-Konzerts, das Billy in den 80er Jahren mit seiner Tochter besucht. Und so wie seine Eltern in den 60er nicht verstanden hatten, was so toll an den Beatles war, verstand der älter gewordene Billy nicht, was Punkrock sein sollte.

Vielleicht sollte ich aufhören, über Rockkonzerte zu schreiben. Das nächste Mal schicke ich mein Personal in die Oper!

Wie stehen Sie zur literarischen Tradition Ihrer irischen Heimat? In „Yeats ist tot“ kommen eine Menge literarischer Anspielungen vor.

Um ehrlich zu sein: „Yeats ist tot“ hat keinen besonderen literarischen Anspruch. Es wurde geschrieben, um Geld für Amnesty International zu sammeln. Aber es ist schon interessant, dass ohne Aufforderung von meiner Seite als Herausgeber Roddy Doyle auf der allerersten Seite gleich mehrere Anspielungen auf Joyce untergebracht hat. Gut, ich habe den Titel vorgegeben und die Grundidee, dass es um ein mysteriöses Manuskript von Joyce gehen sollte. Aber die Details und der tatsächliche Verlauf der Geschichte bestimmten die einzelnen Autoren.

Stimmt es, dass diese ziemlich blutrünstige Fortsetzungsgeschichte eigentlich eine Komödie werden sollte?

Die Gewalt wirkt aber wie aus einem Comic. Die Gewalt an sich ist völlig unglaublich wie bei Bugs Bunny oder Mickey Maus. Es ist wirklich nur ein Spiel. Das Interessante daran ist, dass sich 15 Leute zusammen getan haben, um ein Buch zu schreiben. Das ging zu wie in einer Rally: Das erste Kapitel wurde an den weitergereicht, der das zweite schreiben sollte und so weiter.

Und Ihr Job bestand darin, das alles zu koordinieren?

Oh ja, und das war die Hölle. All diese wundervollen irischen Autoren, die sich so ernsthaft mit dem Zustand der Menschheit beschäftigen, sind faule Hunde. Sie haben mir versprochen, klar mach ich mit, aber dann hatten sie immer etwas Wichtigeres zu tun. Deshalb dauerte das Projekt vier Jahre. Ich hätte in der Zeit mehrere Romane schreiben können! Das lag auch daran, dass ein zarter Sadismus mit im Spiel war: Die Mitstreiter wollten es den anderen so schwer wie möglich machen. Deshalb brachten sie so viele Protagonisten wie möglich um und führten ihre eigenen ein. Deshalb artete das Buch in ein Blutbad aus. Und ich musste als Herausgeber immer wieder chirurgisch eingreifen.

Was ist dran am Mythos der irischen Erzählfreude?

Wenn Iren zusammenkommen, erzählen sie einander Witze. Und sie schmücken diese kleinen Geschichten vielleicht ein bisschen mehr aus als die Leute in anderen Ländern. Trotzdem glaube ich, dass die irische Erzählfreude ein reiner Mythos ist. Für mich liegt die Schwäche vieler irischer Romane gerade darin, dass sie keine Geschichte erzählen. Sie konzentrieren sich zu sehr auf die Sprache. Das ist die Tradition von Joyce. Viele irische Autoren können wundervolle Sätze schreiben und tolle Dialoge, aber sie vergessen die strukturellen Aspekte des Romans. Sie vergessen Spannung in ihre Bücher einzubauen, Dynamik, Höhepunkte. Es reicht nicht, wenn alle in Verzückung darüber geraten, was für tolle Adjektive der Autor kennt. Das geht mir auf die Nerven. Deshalb ziehe ich die nordamerikanischen Erzähler vor. Die können alles. Ich glaube wirklich, junge Leser sollten die handlungsarmen Romane von

Joyce mit der Warnung lesen: Versuche nicht, das nachzumachen! Als ich in den 80er Jahren anfang zu schreiben, schwärmten alle von Marquez, von „Hundert Jahre Einsamkeit“ und dem magischen Realismus der Südamerikaner. Von Geschichten mit 15 Seiten langen Sätzen, in denen Tiere sprechen und Bücher anfangen zu leben. Schrecklich. Wenn ich ein Interview mit einem Schriftsteller lese, der fordert, seine Leser müssten sich ein bisschen anstrengen, denke ich: Verpiss dich! Das ist nicht mein Job als Leser. Du musst dich anstrengen! Es ist dein Job!

Aber wie hält man den Leser bei der Stange?

Da gibt es ein ganze Menge an technischen Hilfsmitteln. Zum Beispiel Informationen zurückhalten, nicht alles über einen Charakter bereits auf der ersten Seite verraten. Lieber hier und da was fallen lassen, das macht die Leser neugierig. So läuft das ja auch im wirklichen Leben, wenn man jemanden Neues kennen lernt.

Entwerfen Sie Ihre Romane? Haben Sie einen Konstruktionsplan über Ihrem Schreibtisch hängen?

Für mich müssen Romane eine dreiaktige Struktur haben. Zu einem guten Roman gehört genauso viel Technik wie Imagination. Er muss Sachen haben, die dich reinziehen, er muss Struktur haben. Ich mag Bücher, die lustig sind und traurig und erschreckend und bewegend. Und das ist sehr schwer zu machen. Deshalb lege ich mir schon einen Plan zurecht.

Woher weiß ein relativ junger Mann wie Sie, wie man sich fühlt, wenn man 60 ist oder ein Kind verliert, sich scheiden lässt oder an einer tödlichen Krankheit leidet?

Ich habe keine Detailkenntnisse darüber. Ich weiß nicht, wie man sich in solchen Situationen fühlt. Es ist alles Fantasie. Man muss seinen Instinkten vertrauen, seiner Fantasie.

Man muss also nicht erlebt haben, worüber man schreibt?

Ich bin sehr froh, dass ich nicht alles erlebt habe, worüber ich schreibe! Meine Eltern haben sich scheiden lassen, deshalb kenne ich die emotionale Landschaften eines solchen Ereignisses. Gott sei Dank habe ich anders als Martin in Inishowen Blues keinen neunjährigen Sohn in einem Verkehrsunfall verloren. Aber wir alle wissen, wie sich Verlust anfühlt. Und wir alle wissen, wie sich Glück anfühlt. Man muss nur in sich hinein hören und dort mit der Arbeit anfangen. Natürlich muss man auch recherchieren. Zum Beispiel, was für Medikamente jemand nimmt, der Krebs hat wie Ellen. Aber Recherche ersetzt keine Gefühle.

Gibt es Grenzen? Gibt es Situationen, über die Sie nicht schreiben könnten?

Interessante Frage. Ich hoffe nicht. Alles kann nur sagen, dass es für mich keine Rolle spielt, ob jemand so alt ist wie ich, mit dem gleichen Geschlecht, dem gleichen biografischen Hintergrund. Das wäre für mich genauso schwer, aus der Sicht so einer Person zu erzählen. Vielleicht wäre es sogar langweilig, deshalb schreibe ich auch nicht über mich selbst. Wenn ich 80 bin, werde ich vermutlich einen Roman über einen Teenager schreiben.

Wie stehen Sie zu Ihrer berühmten Schwester Sinhead O'Connor?

Der Kontakt mit Sinhead ist unregelmäßig, aber herzlich. Ich habe sechs weitere Geschwister. Mit allen in Kontakt zu bleiben, ist sehr schwierig. Eine Schwester ist Malerin.

Woher kommt die musische Begabung in Ihrer Familie?

Keine Ahnung. Mein Vater ist Ingenieur, meine Mutter war Hausfrau. Wie alle Iren waren beide sehr interessiert an Kunst und Literatur, aber auf Amateurebene. Einer meiner Brüder ist der philisterhafteste Mensch, den ich kenn, er interessiert sich nur für Geld, hat nie in seinem Leben ein Buch gelesen. Aber ich fühle mich wohl in seiner Gesellschaft, denn mit ihm muss man nicht über die Wahrheit und die Schönheit sprechen, sondern einen ganzen Abend lang über Fußball. Gut, dass wir ihn haben. Und wenn wir alle alt und arm sind, ist er ein reicher Kapitalist und kann für uns sorgen.

Können Sie vom Schreiben leben?

Ja, und dafür bin ich sehr dankbar. Es ist schön, wenn man für etwas, was man ohnehin tun würde, auch nachts, auch am Wochenende, angemessen bezahlt wird.